

«Mit dem Internet gehen wir zurück in die Zukunft»

Anthony Grafton über die selbstverschuldete Einsamkeit der Geisteswissenschaftler und die politische Kultur der USA

Der in Princeton lehrende Wissenschaftshistoriker Anthony Grafton ist einer der profiliertesten Kenner der Wissenschaftskultur der Renaissance. Warum er gerne in jener Zeit leben würde und weshalb ihm die Gegenwart Sorgen macht, erläutert er im Gespräch mit Urs Hafner.

Herr Grafton, in Ihrem Büro steht ein mannshohes Bücherrad, mit dem man mehrere Texte parallel lesen kann. Arbeiten Sie mit dem Gerät?

Auf dem Bücherrad stehen meine lateinischen, griechischen und hebräischen Wörterbücher und andere Nachschlagewerke. Ich habe meinen Computer vor mir und die Bücher hinter mir, und mein Stuhl dreht sich hin und her . . .

Das Bücherrad ist eine Erfindung der Renaissance. Diente es den humanistischen Gelehrten als eine Art Internet?

Man kann den Computer mit dem Diener vergleichen, der in der Frühneuzeit die Bücher in die Bibliothek holen ging. Das Bücherrad war der mechanische und gewissermassen rationale Vorläufer des Dieners. Es funktioniert wie eine Suchmaschine, man kann auf jedes der sechs Tablare drei oder vier Bücher legen. Aber das Bücherrad verfügt natürlich über keine Links.

Im Internet zirkuliert eine unendliche Menge an Texten, aus denen nicht nur viele Studierende ihre Arbeiten basteln. Bedroht das Internet die klassische Autorschaft?

Das ist die romantische Vorstellung von Autorschaft des 19. Jahrhunderts. Die Autorschaft verändert sich heute, aber sie hat sich schon immer verändert. Schon im 16. und 17. Jahrhundert kompilierten viele Autoren ihre Werke aus den Büchern, die auf ihrem Bücherrad standen, oder fügten ihre thematisch geordneten Exzerpte – zum Teil mit Schere und Leim – zu neuen Werken zusammen. Man konnte trotz dieser Methode originell schreiben, wie zum Beispiel Montaigne. Auch meine Studenten schreiben gut, obwohl sie oft Wikipedia und ähnliche Websites benutzen. Mit dem Internet gehen wir zurück in die Zukunft.

In der Renaissance waren Magie, Alchimie und Wissenschaft ineinander verwoben. Dieses Amalgam taucht in Ihrem Werk immer wieder auf. Wären Sie gern ein Gelehrter der Renaissance gewesen?

Ich schätze die Errungenschaften der Industrialisierung und der modernen Zahnmedizin. Meine schlechten Zähne hätten mich damals fürchterlich leiden gemacht.

Ich meinte eher die geistige Sphäre.

Ich weiss . . . – Ja, ich liebe die Mentalität des 16. Jahrhunderts. Da war alles mit allem verbunden, die Welt von mannigfachen Kräften durchwoben, man konnte aus Büchern, aus den Wolken und Sternen geheime kosmische Botschaften der Vergangenheit und der Zukunft entschlüsseln, in einem Text der griechischen oder römischen Antike eine christliche Nachricht finden. Ich glaube natürlich nicht an diese Botschaften, aber ich würde es gerne. Die Renaissance ist eine sympathetische, eine schöne Welt.

Bis ins 18. Jahrhundert standen Geistes- und Naturwissenschaftler über nationale Grenzen hinweg in regem Kontakt, ihre Disziplinen waren nicht so geschieden wie heute. War die vormoderne Gelehrtenrepublik offener und kosmopolitischer als die heutige scientific community?

So stark würde ich es nicht formulieren. Einerseits war die Verständigung über Fachgrenzen hinaus eher möglich, weil die Spezialisierung weniger weit fortgeschritten war und auch die Naturwissenschaften mit Texten arbeiteten. Mit Galileo Galilei beginnt der Wandel: Er glaubt, was er am Himmel sieht – nicht, was er im Buch liest. Um 1600 beginnen sich Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften zu trennen, doch dieser Prozess ist erst im 19. Jahrhundert abgeschlossen. Noch Carl Friedrich Gauss schrieb alle seine Artikel auf Lateinisch. Andererseits konnte schon die Gelehrtenrepublik des 16. Jahrhunderts ihre Ideale nicht einhalten. Religion, Nation und sozialer Stand sollten keine Rolle spielen, doch in der Praxis sah es anders aus. Joseph Justus Scaliger, der Renaissance-Gelehrte, den ich am genauesten erforscht habe, demonstrierte mit seiner purpurnen Robe, dass er ein Prinz war. Heute gibt es in der Gelehrtenrepublik keine Aristokraten mehr, ausser die Nobelpreisträger. Aber die erben ihren Adel nicht, sondern bekommen ihn zugesprochen.

Sehen Sie – bezogen auf die Kulturwissenschaften – Differenzen zwischen der angelsächsischen und einer westeuropäischen Wissenschaftskultur?

Es gibt grosse Unterschiede, obschon der gegen-



Wo er geht und steht, ist Anthony Grafton ein Büchermensch.

RICARDO BARRIOS

seitige Einfluss zunimmt und man sich vermehrt auf gemeinsame Referenzwerke bezieht, zum Beispiel auf die Schriften Bruno Latours. In Deutschland, Frankreich und der Schweiz besitzen Geisteswissenschaftler eine philosophische Bildung. Ein Wissenschaftshistoriker kennt seinen Heidegger oder Nietzsche. Die Wissenschaftssprache ist figurativer und reicher an philosophischen und literarischen Anspielungen als unsere. Wir in Amerika arbeiten empirischer, wir schreiben narrativer und argumentieren pointierter. Daher sind englische Bücher einfacher ins Deutsche zu übersetzen als umgekehrt. Wenn ich in meinen Büchern eine Anspielung mache, fragt mich der Lektor: «Was willst du damit sagen?»

Müssen Sie sich also beim Schreiben aus Rücksicht auf Ihr amerikanisches Publikum zurückhalten?

Ein wenig, ja. Ich bin froh, dass meine Bücher auch ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt werden, weil die entsprechenden Leser Finessen rezipieren, die meinem amerikanischen Publikum entgehen.

Des Geisteswissenschaftlers Klage lautet oft: Die big sciences räumen das Geld ab.

Es ist wahr, wir klagen die ganze Zeit. Der Hauptgrund ist aber nicht nur das fehlende Geld, sondern unsere Einsamkeit. Viele meiner Schüler studieren anschliessend Recht oder Medizin, einige werden Naturwissenschaftler. Sie erzählen mir, wie sie den ganzen Tag im Labor mit spannenden Leuten zusammenarbeiteten und abends Volleyball spielten, was ihnen mächtig Spass mache. Wir Geisteswissenschaftler dagegen hocken mit unseren Büchern allein in der Zelle.

Gelehrter zwischen den Welten

uha. · Frühmorgens in einer kleinen Zürcher Hotelloobby. Anthony Grafton, der auf Einladung der Akademien der Wissenschaften Schweiz an der ETH Zürich die erste Balzan Distinguished Lecture vorgetragen hat, stellt seine gepackten Koffer in eine Ecke. Bevor er ins Flugzeug steigt, will er sich in der Zentralbibliothek unbedingt noch einige alte Bücher anschauen. Vorher aber nimmt er sich Zeit für ein Gespräch. In der Nacht hat er telefonisch den Amerikanischen Historikertag vorbereitet. Je mehr man arbeite, desto mehr arbeite man, lacht er.

Sein wohlklingender Bass erfüllt den Raum mit Wärme. Der amerikanisch-jüdische Kulturhistoriker spricht ein gepflegtes Deutsch, bleibt aber beim Englischen. Einem breiten deutschsprachigen Publikum ist er mit dem funkelnden Essay «Die tragischen Ursprünge der deutschen Fussnote» (Berlin-Verlag 1995) bekannt geworden. Enthusiastisch haben die Kritiker auch die – ebenfalls archivgesättigten – Bio-

graphien «Cardanos Kosmos. Die Welten und Werke eines Renaissance-Astrologen» (Berlin-Verlag 1999) und «Leon Battista Alberti. Baumeister der Renaissance» (Berlin-Verlag 2002) aufgenommen. Zuletzt ist die Aufsatzsammlung «Worlds Made by Words: Scholarship and Community in the Modern West» (Harvard University Press 2009) erschienen.

Anthony Grafton ist ein Meister der narrativen Historiografie und einer der profiliertesten Kenner des Humanismus und der Geisteswissenschaften seit der Renaissance, wobei er sich besonders für die philologische Praxis interessiert. Der 1950 geborene Wissenschaftler lehrt seit 1975 Geschichte an der Princeton University. Er studierte unter anderem beim Althistoriker Arnaldo Momigliano. 2002 erhielt er den Balzan-Preis für die Geschichte der Geisteswissenschaften. Er ist Mitherausgeber des «Journal of the History of Ideas» und schreibt regelmässig für «The New York Review of Books».

Graduiertenkollegs und Cluster der Programmformung wollen die Geisteswissenschaftler zusammenführen.

Das ist sicher ein wichtiger Schritt. Freilich besteht die Gefahr, dass die Leute sich in ein Korsett zwängen und anpassen müssen, um überhaupt zu Gelde zu kommen. Ein gutes Mittel gegen die Isolation und das Jammern ist die kollektive Autorschaft, die ich seit längerem praktiziere: gemeinsam mit einem anderen Wissenschaftler einen Text schreiben, bei dem beide für alle Passagen verantwortlich sind. Diese Auseinandersetzung ist äusserst lehrreich und vergnüglich. Das müsste eigentlich jeder Student der Geisteswissenschaften mindestens einmal versuchen, und zwar mit Leuten aus verschiedenen Disziplinen. Das wäre ein weiteres Mittel gegen die Misere. Das Spannende in den Naturwissenschaften passiert heute an den Rändern. In Princeton unterrichtet niemand in dem Fach, in dem er doktoriert hat. Das Biologie-Departement ist voll von Mathematikern und Physikern, die Chemie von Ingenieuren und umgekehrt. Die Leute überschreiten Grenzen und bilden Teams. Wir Geisteswissenschaftler müssten die Leute auch in die Grenzgebiete schicken.

In den USA wird den Kulturwissenschaften das Budget gekürzt. Gleichzeitig steigt die Tea-Party-Bewegung auf. Sehen Sie da einen Zusammenhang?

Auf jeden Fall. Die öffentlichen Universitäten, die fünfundsiebzig Prozent aller Hochschulen ausmachen, schliessen aus Spargründen geisteswissenschaftliche Institute. Niemand würde Physik oder Biologie abbauen, aber auf Fremdsprachen meint man verzichten zu können. Doch wie wollen Sie beispielsweise Kunstgeschichte unterrichten – eine deutsche Erfindung des 19. Jahrhunderts –, wenn die Leute kein Deutsch beherrschen? Die Vorurteile gegenüber den Fremdsprachen werden von der politischen Rechten geschürt. Das ist neu. Vor vierzig Jahren waren die Konservativen gebildeter als die Liberalen. Die CIA, eine Schöpfung der Konservativen, glaubte an die Bildung, sie wollte fremde Kulturen verstehen. In der heutigen CIA spricht man kaum Arabisch, geschweige denn die Sprachen Afghanistans.

Die Tea-Party-Bewegung besteht aus europäischer Sicht aus einem kruden Sammelsurium teilweise abstruser Ideologeme.

Die Tea Party ist einer alten amerikanischen Tradition zuzurechnen, die Experten und wissenschaftliches Wissen ablehnt. Sie repräsentiert freilich einen neuen Tiefpunkt dieser Tradition: Finanziert von superreichen Konservativen, dominiert sie die Medien, manipuliert die Öffentlichkeit und leugnet die Erkenntnisse der Naturwissenschaften und der Geschichtsschreibung. Tea Party und Republikaner deuten den Bürgerkrieg revisionistisch um: Die Südstaaten hätten nicht für die Sklaverei, sondern für ihre Rechte gekämpft. Sie behaupten in Reaktion auf die Wahl Obamas, Amerika sei ein weisses und christliches Land. Als Jude fühle ich mich als sehr provisorischer Weissler.

Nichts scheint die gebildete und liberale Welt, die Sie verkörpern, mit den reaktionären Strömungen zu verbinden. Was wird das Land in Zukunft zusammenhalten?

Ich mache mir Sorgen um Amerika. Die Rechte ist besser organisiert als die Linke. Ich wünsche mir nicht, dass diese das Land beherrscht, sondern eine Balance zwischen den Polen. Als ich jung war, hat die Partei, die nicht an der Macht war, die regierende Partei nicht daran gehindert, das Land vorwärtszubringen. Das ist vorbei. Die destruktive Politik der Rechten führt zur Stagnation. Wenn Sie die VW-Werkhallen in Wolfsburg mit einer amerikanischen Autofabrik vergleichen, sehen Sie, dass wir stehengeblieben sind. Die Deutschen können uns ihre Autos verkaufen, wir können niemandem mehr etwas verkaufen. Die Rechte versteht nicht, dass unser Land auf die Wissenschaften, die Pharmaindustrie und das Ingenieurwissen angewiesen ist. Sie kultiviert ihren Hass auf Bildung und Wissenschaft, was in der modernen Welt tödlich ist.

Das klingt nicht sehr optimistisch.

Ich frage mich, was für ein Land die Kinder meiner Kinder antreffen werden. Ich führe hier ein glückliches Leben, meine Eltern hatten es ebenfalls gut. Meine Mutter konnte Odessa verlassen, mein Vater Wilna – als Juden hätten sie den Zweiten Weltkrieg nicht überlebt. Meine grösste Hoffnung sind die jungen Leute, die ihren Weg finden und dabei vielleicht etwas Neues schaffen, was den Alten nicht mehr gelingt. Ich verbringe meine Zeit ja nur mit Lesen, was weiss ich schon von der Wirklichkeit? Ich lebe in Utopia, in meiner kleinen und reichen Universität, die mich gut bezahlt, mir wunderbare Studenten garantiert und die Bibliothek mit Büchern füllt.